

## Nihilistischer positiv sein

Zur Stuttgarter Benn-Ausgabe

VON BERNHARD J. DOTZLER

*Der Mensch erscheint im Holozän* heißt eine Erzählung Max Frischs (1979), der damit Falsches verkündet. Der Mensch tritt auf im Pleistozän. Aber im Holozän beginnt der Mensch als das Wesen, dessen Beginnen es sei, seine Umwelt selbst zu gestalten. Im Holozän als der geologischen Gegenwart beginnt die Gegenwart der Gegenwart. Nur schließt das nicht aus, daß die fortgesetzt katastrophische Geokratie sich um die sogenannte Sonderstellung des Menschen nicht schert und ihn – zum Ende von Gegenwart überhaupt – buchstäblich dem Erdboden gleich macht. Das ist es, was den Protagonisten der Erzählung beschäftigt. Was ihn, genauer, zur Beobachtung noch der kleinsten Anzeichen einer drohenden Unwetterkatastrophe und daneben auf die Beschäftigung bringt, aus Nachschlage- und erdkundlichen Werken – denn »Romane eignen sich in diesen Tagen überhaupt nicht« – abzuschreiben und auszuschneiden, »was wissenschaftlich ist«. Das Gedächtnis steht auf dem Spiel, das des Protagonisten, das allmählich versagt, und das der Menschheit, das auch nicht für alle Zeiten Bestand haben muß. Der Verfall ist nicht aufzuhalten, und doch bleibt, ihm entgegenzuwirken, das letzte Tun, bleibt der Versuch, dem nahenden Ende – und dem, woher es naht – sich anzunähern: »um zu wissen, was jetzt ist«.

Frischs Titel erhebt so zum Vorwurf seiner Erzählung, was nach einer Einsicht Foucaults die Faltung konstituiert, in der sich Literatur als Literatur überhaupt einrichtet: im Zusammenhang *und* Gegensatz von Literatur und Tod. Gleichzeitig stellt er einen Bezug her zu einem Gedicht Bennis, das auch kein anderes Thema und ebenfalls die noch andauernde erdgeschichtliche Formation

zum Titel hat. Dennoch macht schon dieser eben nur scheinbar gleichsinnige Titel einen deutlichen Unterschied. Ob Pleisto- oder Holozän ist ihm gleich. Um aufs Ganze zu gehen, wählt er den Namen des Systems, das beide Abteilungen übergreift: *Quartär*. In ihm ist der Anfang der Menschheit auf jeden Fall inbegriffen. Und das genügt. Bei Frisch stellt sich der Anfang als ein mit der Gegenwart fortlaufendes Problem dar, weil – den Mutmaßungen über das Ende zum Trotz – dieses Ende doch ausbleibt. Benn dagegen nimmt den Zeitraum, in dem der Mensch erscheint, zum Titel nur, um das Verschwinden des Menschen zu konstatieren, das absolute Ende: »Fini du tout«.

Als hätte Benn geahnt, daß es gleichwohl weiterhin Leute geben wird, die glauben, daß erstens Gedichte nicht einfach etwas konstatieren, sondern, ihre Buchstäblichkeit übersteigend, eine ganze »auf Freisetzung wartende Welt in sich bergen« (Gerhard Kaiser), und die zweitens »das Eigene der Individualität« (Manfred Frank) für unausrottbar, weil unhintergebar halten – als hätte er dies gedacht, hat Benn es auf der Rückseite der ersten Schreibmaschinenabschrift seines Gedichts noch einmal verdeutlicht: »Die Menschheit ist zu Ende, die Erde ist fertig; die Schöpfung wendet sich neuen Räumen und neuen Verwandlungen zu (eines meiner Grundgefühle in Anbetracht der völlig entleerten, ausgeaugten Rassen und Gehirne)«.

Man muß deshalb schon bei der Lyrik von Goethe bis Heine bleiben, wenn man sich dem Denken in der Leere des verschwundenen Menschen entziehen will. Gewiß, wer eben will, mag bei den Personal- und Possessivpronomen beider Notizen seinen Trost finden und darauf

insistieren, daß es Benns höchsteigenes Gefühl sei, das hier zum Ausdruck kommt. Aber Benn selbst hat – in Anwendung von Nietzsches Wort über die »Vernunft in der Sprache« als »betrügerische Weibsperson« – auch zu lesen gegeben, daß einzig die Grammatik noch solche Paralogismen erzeuge: »Rönne lebte einsam seiner Entwicklung hingegen und arbeitete viel. Seine Studien galten der Schaffung der neuen Syntax. Die Weltanschauung, die die Arbeit des vergangenen Jahrhunderts erschaffen hatte, sie galt es zu vollenden. Den Du-Charakter des Grammatischen auszuschalten, schien ihm ehrlicherweise notwendig, denn die Anrede war mythisch geworden«.

Wenn daher später von Peter Rühmkorf das Reimwort ergeht, die »schönsten Verse der Menschen« seien »die Gottfried Bennschen«, handelt es sich eben nur um ein Reimwort, eine Fiktion, wie Sprache sie produziert. Konsequenter war die einstmalige Aufnahme Bennscher Verse in die *Menschheitsdämmerung* (1919). Der Titel dieser wohl bekanntesten Anthologie expressionistischer Lyrik mag zunächst den Doppelsinn von Untergang, aber auch Wiederaufstieg des (neuen) Menschen intendiert haben. Aber schon die Neuauflage von 1922 hat zu vermelden, »daß diese Jahre bedeutsamer sind im Zusammenbruch des Alten als im Erwachen des Neuen«. Und wenn die Herausgebereinsicht auch nicht so früh so weit gereicht hätte, Benn jedenfalls ist nicht ohne Grund gar nicht erst bis in den letzten Teil der Anthologie – »Liebe den Menschen« – vorgedrungen. Weil nämlich seine Perspektive durchaus vordringender war und ihn – wie vielleicht alle besseren Dichter – sagen ließ, was die anderen, wenn überhaupt, immer erst später zu sagen wissen. Auf die Spitze getrieben, reicht diese – notwendig unwissentliche – Vorläuferschaft bis

in die Sphären jüngster Technik. Wie die Robotik heute die Leistungen des Kleinhirns als das gegenüber der kortikalen Intelligenz größere Problem einzuschätzen beginnt, hat Benn schon in dem Essay *Der Aufbau der Persönlichkeit* vorausgesagt, daß dem Großhirn nach dem stets in den »Bann neuer Leitorgane« stehenden »Gesetz einer unausdenkbaren Verwandlung« seine Stunde geschlagen haben wird.

Aber es ist bezeichnend, daß Benn dem Großhirn nicht einfach seine Vergangenheit ansagt, sondern es damit einhergehend zur *Sage* werden läßt. »Quartär« bleibt eins der immer wiederkehrenden Bezugsworte Benns. Seine Voraussage der Vergangenheit kehrt seinen Blick, eher als in die Zukunft, zurück in urälteste, mythische Zeiten. In der Lyrik wird das spätestens ab den Gedichten der zwanziger Jahre unübersehbar, aber schon die Novelle *Der Geburtstag* von 1916 benennt »das Schweigen unantastbaren Landes, rötlichen, toten, den Göttern geweiht«, als das Ziel, zu dem »nun für immer sein Weg« führen sollte. Wie alles, was seine Dichtung bestimmt, hat Benn auch dieses Moment auf ein – wie Heidegger sagen würde – Grundwort gebracht: »thalassale Regression«.

Indes belegt dies Grundwort, daß Benn auch bei der Rückwendung ins Mythische von der modernen Physiologie nicht loskommt. Denn »thalassal« heißt zwar in erster Linie alles Meerische, bis zurück zu den Thalattokratien der Vorgeschichte (zuletzt während Jura und Kreide). Aber das altrömische Wort vermutlich etruskischer Herkunft »t(h)alassius« führt als Hochzeitsruf auch zu Schlafgemach, Ehebett, Ehe oder kurz und lateinisch: Thalamus<sup>1</sup>. Auch in der Stilisierung zum Sänger bleibt Benn also in der Tat der »Zersprenger / mittels Gehirnprinzips« und »webt er im Ganzen ... seine schweren Substanzen ... ins

<sup>1</sup> Daß dieser physiologische Kontext des im Zwischenhirn gelegenen Thalamus (oder Sehhügels) dem Gedicht *Regressiv* nicht ganz fernsteht, belegt die – eben regressive – Rolle, die die Optik darin spielt.

Nichts«. Befragt, wann und wo, könnte er wählen, er leben wollte, antwortet er denn auch kurz und bündig mit dem Hier und Jetzt. Kein anderer Ort. Kein »anderes Zeitalter«. Vielmehr dieser April 1932 und dieser »Südwesten von Berlin«.

*Erkenne die Lage!* heißt deshalb die Losung längst vor ihrer Erhebung zum Titel des kurzen Prosastücks von 1944 und längst auch vor ihrer ersten Fixierung im *Weinhaus Wolf*. Mit seiner Novellenfigur Rönne eben doch nicht identisch, hört Benn auch als Dichter, der sich in seiner Gedankenwelt einschließt, mit dem Sezieren nicht auf. Noch *Der Aufbau der Persönlichkeit*, wo Benns Zug in die Vergangenheit oder der Geist »totalistischer Strömung, uralte« alle Gehirnanatomie zu verabschieden scheint, setzt damit nur fort, womit seine ersten Prosatexte begannen: »der heutigen Lage des heutigen Gehirns« Rechnung zu tragen, der Einsicht, wie sie von Schülerhand einmal auf Benn zurückkam, daß auch das Hirn »genau so »verwest wie der Arsch«. Vom ersten Liederzyklus bis zu den Dichtertoden im letzten Gedicht – auch hier also über das zum Titel geronnene *Fazit der Perspektiven* hinaus – bleibt Benn der Autor des Schlußstrichs. Schluß mit Ich und Mensch: »gordone dich, du Knote psychophys!« Schluß mit Staat und Geschichte: »das Reich ist nicht von dieser Welt« und »geistige Größe« deshalb »historisch unwirksam«. Schluß mit Geist und Bildung: »mich stäubt Zermalmung an« und alles, nur keine »gymnasiumfähigen Zitate«. Schluß überhaupt: »sieben- unddreißig Jahre und total erledigt, ich schreibe nichts mehr – man müßte mit Spulwürmern schreiben und Koprolien; ich lese nichts mehr – wen denn?«

Und dann dieses Jahr 1933 und dieses Berlin am Beginn des Dritten Reichs. Neuer Versuch einer »Bilanz der Erde«. Bereitschaft, der »nichts zu kühn« ist, »um es in diese Zeit zu deuten«. Anbiede-

rung, der auf einmal auch nichts zu klišiert scheint, um es aus dieser Zeit nicht doch anzunehmen. Etwa den – zuvor schon in solchem Irrtum, aber noch in Verwahrung dagegen gelesenen – Nietzsche »im Kiel der Zuchtwahl«. Dienstbarmachung noch solcher Lieblingsvorstellungen wie »Quartär« und »progressive Zerebration«. Umschreibung – statt, wie zuvor, Zerschlagung – des 19. Jahrhunderts: »der Mensch, das ist die Rasse mit Stil«. Anschluß, der die Beobachtung, die auf George gemünzt ist, zum bündigen Statement über Benn selbst gerinnen läßt: »nun übergab sich so viel eigene Subjektivität sofort dem Einen«.

Vor sechs Jahren, zu Benns 100. Geburtstag begonnen, liegt seit 1989 der vierte Band der *Sämtlichen Werke*<sup>2</sup> vor, zusammentreffend mit Heideggers Jubiläumsjahr, das auch für dessen »Fall« einen gewissen Höhepunkt brachte. Als *Prosa 2: 1933–1945* enthält der Band gerade die Texte aus der fraglichen Zeit; die Fragwürdigkeit ist in vielem der bei Heidegger vergleichbar. So im Einstieg über eine institutionelle Funktion; im Glauben an das Geschickhafte des Aufbruchs; im sublimen Rassismus; in der Verknüpfung von deutscher und abendländischer Bestimmung nach Maßgabe ihrer Herkunft aus der (vorsokratischen) Antike; in der Berufung auf die Tiefe des Denkens; in der Befürwortung des Führerprinzips, bei gleichzeitiger Verteidigung der Eigengesetzlichkeit ihrer Gefolgschaft in Kunst und Philosophie; in der deutlichen Absage an die Demokratie oder die »novellistische Auffassung der Geschichte«.

Die neue Ausgabe enthält mehrere Texte, »die bisher unbekannt waren oder in den *Gesammelten Werken* fehlten«. Darunter auch der von Benn in seiner Funktion als Vizepräsident der Union Nationaler Schriftsteller verfaßte Aufruf *An die Schriftsteller aller Länder*, der »die Richtung

<sup>2</sup> Gottfried Benn, *Sämtliche Werke*. Stuttgarter Ausgabe, in Verbindung mit Ilse Benn herausgegeben von Gerhard Schuster. Bd. 1–5. Stuttgart: Klett-Cotta 1986–1991.

unserer Gesinnung« auf Formeln bringt, die zwar ob ihres internationalen Getöns fast noch verkraftbar scheinen, in ihrem Nationalismus und vor allem Rassismus aber doch unerträglich sind. Dennoch möchte man wünschen, daß die ergänzte Neuausgabe dieser Texte zu besserem gereicht als einer Neuauflage der alten Diskussion um Benns falsches Trachten und Sinnen. Ob sie zum Guten oder zum Schlechten gewesen sein soll – »jemandem eine Wandlung »nachzuweisen« nicht anders als umgekehrt zu behaupten, eine Wandlung habe gerade nicht stattgefunden, bleibt doch in der Tat »ein kärgliches Vergnügen« und blauäugig dazu. Den Sinn verabschiedet haben, heißt auch die Gesinnung gar nicht mehr erst ignorieren zu müssen. Nicht, daß »die Spuren der politischen Vergangenheit« (Theodor W. Adorno) nicht schrecken sollten, im Gegenteil. Aber die aufs Haupt der Medusa starren, machen sie doch um keinen Kopf kürzer. Schutz war der Schild, der ein Spiegel war. Von daher wäre der Blick, statt auf Benns persönlich-ideologische Verwerflichkeit, vielleicht besser darauf zu richten, mit welcher Hellsicht seine Texte den Einsatz des Nationalsozialismus bespiegeln und wo diese Spiegelfunktion ihre Kraft verliert, wo sie aufhört, »präzise« und – wie eine Notiz es sagt – »nicht weniger wirklich als Schrappnells« zu sein.

Daß Benn dem Nationalsozialismus zugewandt war, ist so »unzweideutig« festzuhalten, wie er es selber getan hat. Welchem Realismus diese Zuwendung sich verdankt, hat er ebenfalls selber deutlich genug gesagt: dem Realismus nämlich, der sich nicht »einreden« kann, daß »andere Methoden als die der Macht und der Gewalt« die wirkliche Geschichte bestimmen. Sich deshalb der neuen Macht sofort anzudienen, liegt nicht in der Konsequenz solcher Welt-sicht. Wohl aber der dezidierte Versuch, nicht – wie es nach einem Hinweis Foucaults die Humanismen befehlen – die Macht zu verteuflern, sondern, wie vergeblich auch immer, an ihr zu partizipieren. Das ist Benns Klarsicht. Gerade der

schon in Verteidigungshaltung geschriebene Essay über den *Expressionismus* (1933) zeigt, wie sehr er aus dieser Sicht und gemäß der dementsprechend strikt positiven Feststellung, daß die neue politische Führung wie sonst keine zuvor »die Kunst als eine Staatsangelegenheit allerersten Ranges« betrachtete, teilnahm und sich aus solcher Teilnahme eben derselben Führung auch entgegenzustellen versuchte. Benns – nach der Chronologie: früherer – Fehler dagegen beginnt, wo er dem Bemühen, an der Macht teilzunehmen, zuwider agiert, wo er statt dessen auf »Geistesfreiheit« recurriert – um sie »aufzugeben«.

Benn selbst hat seine Reden »für den neuen deutschen Staat« als »Resultat« einer »fünfzehnjährigen gedanklichen Entwicklung« hingestellt. Auch – wenn nicht gerade – darin liegt die Brisanz der Bennschen Texte um 1933 für ihre Lektüre heute. Weil ihre Selbsteinschätzung, die das Anheimfallen ihrer Subjektivität an die faschistische Ideologie als das Fazit der früheren Schlußstriche suggeriert, Einschätzungen ähnelt, die gegen manche *Philosophie heute und jetzt* (so der Titel eines Artikels von Manfred Frank in der *Frankfurter Rundschau* vom 5. März 1988) laut werden. Aber Benns Rekurs auf seine gedankliche Entwicklung ist selber bereits Resultat jenes Deutschtums, das er – nach wiederum eigenem Urteil – »besonders entwickelt« habe. Es ist hier nicht zu erörtern, ob ideologische Verdächtigungen und Vorwürfe wie der des Irrationalismus zur Analyse nationalsozialistisch-faschistischer Vergangenheit und Gegenwart überhaupt taugen. Bei Benn muß jedenfalls auffallen, daß nicht die Fortführung, sondern die Aufgabe seiner cerebro-cerebellaren Zersprengungen mit seinem Fall einhergehen. Nirgends als in den übelsten Auslassungen greift er so »unzweideutig« zurück auf Mensch, Geschichte und Geist. Nichts mehr vom Nichts-mehr-Schreiben-und-Lesen oder der Abnabelung von Kommunikation und Gemeinschaft. Vielmehr: »Meine geistige und wirtschaftliche Existenz, meine Sprache, mein

Leben, meine menschlichen Beziehungen, die ganze Summe meines Gehirns danke ich doch in erster Linie diesem Volke«.

Prompt mit der beginnenden Abkehr vom Nationalsozialismus beginnen dagegen auch wieder die Bilanzierungen, die für humanistische Werte nicht unbedingt gut aussehen, die Austreibungen und Abtrennungen – bis hin zu einer solchen Notiz aus dem Umfeld des *Romans des Phänotyp*: »kein Telephon abnehmen / nihilistischer positiv sein«.

Schließlich der Nachkrieg. »Dort die Welt in ihrem denkerischen Zerfall, und hier das Ich mit seinem geschichtlichen Versagen«. Der Satz aus dem *Ptolemäer*, auf »allgemeine Gültigkeit mit Zeichen von Situationärem« angelegt, wie es *Der Radardenkler* verlangt, ist *doppellebig* und als solcher, gemäß der so betitelten Programmschrift, »bewußt kultiviert«. Seinem Positivismus treu, hält Benn sich weiter an die Spur des Zerfalls, um dem Ich, in dieser Objektivierung, sein Urteil zu verkünden. Aber die Feststellung hat genauso private Gültigkeit. Obwohl schon lange ohne Affinitäten zum Nationalsozialismus und von dessen Vertretern früh genug angefeindet, wird Benn nach 1945 doch mit den *Schatten der Vergangenheit* konfrontiert. »Damit Sie nicht auf falsche Gedanken kommen«, heißt es deshalb im *Berliner Brief, Juli 1948*, »füge ich hinzu, daß mein Fragebogen in Ordnung ist«. Und einer der Entwürfe zu selbigem Brief ergänzt: »ich gehörte weder der Partei noch einer ihrer Gliederungen an, ich falle nicht unter das Gesetz – um so schwerwiegender wird die Argumentation der Kreise, die mich unter die untragbaren Autoren rechnen«.

Auch der fünfte und bisher letzte Band der »Stuttgarter Ausgabe« (zwei weitere sollen noch erscheinen) wurde jetzt zu einem Zeitpunkt vorgelegt, der ihn brisanter sein läßt, als es je hätte geplant werden können. Erneut geht es um den Strich unter die Vergangenheit, um Zukunft und ihre Verwandlungen, aber, weil der Schlußstrich im Realen eines Kriegszusammenbruchs manifest gewor-

den ist, nun auch um Fragen der Kontinuität. »Die deutsche Form der Revolution ist die Denunziation –«, notiert Benn 1946 zur Fortsetzungsgeschichte im allgemeinen. Eine andere Notiz für die drei Jahre später fällige Erklärung *Zur Erneuerung der Akademie der Künste zu Berlin* im besonderen spricht, trotz Unvollständigkeit der Formulierung, eine nicht minder deutliche Sprache: »Wenn die Zeit kommt, wo Deutschland wieder vereint ist, werden noch die glänzen, die alle Spaltungen und Lebensunterbrechungen u. Verbrecher sind die anderen, die an den Ausgleich der Gegensätze denken«.

Die inzwischen gekommene Zeit läßt sich mit der nach 1945 nicht in eins setzen. Auch hat man noch nie aus der Geschichte gelernt. Als Maxime bleibt deshalb einmal mehr das »Erkenne die Lage« und dessen Un-Fehlbarkeit. Damit scheint Bennis eigene Position zur bloßen Fortsetzungsgeschichte zu werden. Und in der Tat kehren mit Bennis erneuter Aufnahme seiner publizistischen Tätigkeit die alten und so oft auf Uraltes rekurrierenden Bilanzierungen wieder. Hatte der »Kriegsbrief« an Oelze vom 10. April 1941 »diese schwatzhaften Aufsätze von mir aus früherer Zeit« beklagt, um dagegen zu halten, daß allein das Gedicht »sicher und gesichert« sei, schreibt Benn nun doch auch seine Prosa weiter.

Zwar hatte es, zumindest was Aufsatzveröffentlichungen angeht, zunächst einen anderen Anschein: Am 1. Juli 1948 wendet sich Hans Paeschke an Benn, um ihn zur Mitarbeit im noch jungen *Merkur* zu gewinnen. Und Bennis Antwort ist für seine Begriffe so einschlägig wie im Ergebnis abschlägig: »Sie winkten mir freundlich mit einem Handschuh und ich erwidere mit etwas wie einer Nilpferdpeitsche«.

Aber im *Merkur* erschien dann – als *Ein Berliner Brief* – eben diese Absage, und (so Paeschke an Benn, 10. Februar 1948) »das Ereignis Ihres Wiedereintritts in die deutsche Literatur« war passiert. Also bekam das lesende Publikum neuerlich

Sätze vor Augen wie diesen: »mein Nihilismus ist universal, er trägt -, er weiß die unausdenkbare Verwandlung«.

Dennoch (oder, mit dem letzten Zitat, deshalb) hat sich etwas verändert. In Band 4 (*Prosa 2*) der *Sämtlichen Werke* ist der neben Überlieferungsgeschichte und Stellenkommentar vor allem auch die Entwürfe zu den einzelnen Texten enthaltende Anhang noch nicht ganz halb so lang wie der Textteil. In Band 5 - nicht unwesentlichstes Merkmal für die (mit)wachsende Bedeutung der »Stuttgarter Ausgabe« - umfaßt der Anhang beinahe das Doppelte des Textteils. So sehr haben sich die Entwürfe oder Textstufen gemehrt (die zum *Ptolemäer* zählen 139). Zum Teil mag dies von größerer gewordener publizistischer Vorsicht zeugen. Aber das ist es nicht allein. Wohl mag die *Prosa 3: 1946-1950* mehr noch als die der Jahre 1933-1945 dazu angetan sein, die Debatte wieder aufleben zu lassen, ob Benn wenigstens »nach der literarischen Seite« zu »entnazifizieren« sei oder nicht. Doch gilt auch hier wieder, daß das Bemühen um Präzision mehr Gewicht hat als Gesinnungsfragen; das Problem, wie, wer heute schreibt, zur Macht in Bezug treten könne. Das ist Bennis sich fortsetzende Frage und zugleich der Grund für die zunehmende Komplexität seines Schreibens, die ihn weiterhin und verstärkt »etwas kühl im Menschlichen« sein und dafür »Begriffe« suchen läßt, »scharf wie Brotmesser«.

Sicher, auch dabei bleiben blinde Flecken aus kurzbehofter Freude am Recht haben nicht aus: So sehr gilt ihm das zertrümmerte Berlin um ihn herum als

eine einzige große Bestätigung seines Zermalmungsdenkens, daß Benn sich bis zu dem Verdacht versteigen kann, »die Royal Air Force« habe »vermutlich gar nicht abgeworfen«. Aber während die Gedankenwissenschaften von ihren Schwierigkeiten mit dieser alles Bisherige in Schutt und Asche legenden Zeit nicht loskommen, profitieren die Techniker unablässig von ihr. Und dies hat Benn als einer der ersten geahnt: die »zerebrale Mutation« ist ausdenkbar geworden; »das Gedankliche geht in die Roboter«.

Folglich wird der »Stil der Zukunft ... der Roboterstil sein, Montagekunst«. Dem zu entsprechen heißt »das Gesetz der kurzfristigen abgegrenzten einmaligen regionalen Arbeit«, der Benn sich verschrieben sah und die seine Entwürfe mehrt. Der »Versuch, in jedem Satz alles zu sagen«, »blockartig zu verfahren«, verlangt immer neue Anläufe. Ihre treibende Kraft ist nicht so sehr, daß wieder einmal die eine oder andere Formulierung irrig oder irreführend sein könnte, als vielmehr das Wissen, daß durch »die neue technische Realität«, diesen neuen Machtort, das poetisch-literarische Formulieren bald überhaupt überholt sein könnte. »Rechne mit deinen Defekten«, lautet nach »Erkenne die Lage« die zweite Maxime, »gehe von deinen Beständen aus, nicht von deinen Parolen«. Und ausgerechnet eins der poetischen Fragmente, denn beim neuen Stand der Dinge ist auch das Gedicht nicht mehr »sicher und gesichert«, hält das Unsichere dieser Bestände fest: »Kunst ist die Wirklichkeit der Götter ... / ist Nordlicht. Nähere Erklärungen / z Z nicht möglich«.